

Tagebuchblätter aus Mytilini

Autor(en): **Zinniker, Jannis / Hediger, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **109 (1999)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-900823>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Tagebuchblätter aus Mytilini

Auf dem Felsen von Petra

Die Augen wetteifern mit den Ohren. Da ist der Blick über die tief unten liegenden Hausdächer hinaus aufs Meer. Das stumpfe Glänzen des Sonnenlichts, das sich immer wieder durch kleine Ritzen in der Wolkenschicht aufs Meer ergiesst. Ein paar Fischerboote schaukeln weit draussen. Meeresrauschen dringt ans Ohr.

Rote Dächer, graue Dächer. Dazwischen kleinste Gärtchen mit Jasmin, Rosen, Hibiskus, Bleiwurz, wohlriechenden Geranien und Basilikum. In windstillen Momenten mischen sich die Wohlgerüche der Meerluft bei. Das wunderbare Gefühl von Leichtigkeit, von Freisein, von Sorglosigkeit zieht in die Seele ein.

Landeinwärts türmen sich die Berge. Am Hang drüben die weisen Häusertupfen des Dörfchens Petri. Weiter links die Geländefalte, das Tal der Mühlen genannt, wo zerfallene Wassermühlen vom Wasserreichtum der Gegend und von den Mühen ums tägliche Brot in alten Zeiten erzählen. Vergangenheit.

Wildtaubenlaute und Hühnergeacker tönen zur kleinen Aussichtsterrasse herauf, wo ein einzelner Löwenmaulstock aus dem Felsen ragt. Wie ist der in die Felsritze gekommen? Was wissen wir schon über Werden und Vergehen dieser Welt? Auch dieser Fels wird mal abgetragen sein. Zukunft.

Eselsgeschrei holt die Gedanken ins Jetzt zurück. Autogeräusche tönen von der Uferstrasse her. Ein Motorrad knattert durch ein Gässlein. Seit sich die Frauen von Petra zu einer agro-touristischen Kooperative zusammengeschlossen haben, zieht der Ort die Fremden an. Es wird gebaut, und der alte geschlossene Ort franst an allen Rändern aus. Die Kopfsteinpflaster des Dorfkerns gehen in Teerbelag über, und die ehrwürdige Nikolaus-Kirche scheint von Jahr zu Jahr tiefer zu sinken.

Der mytilinische Malervagabund Theophilos hat den Felsen von Petra 1928 gemalt. Über dem Blatt steht *I Panajia tis Petras*, «Die Muttergottes von Petra». Auf einem gebüschbewachsenen Felsen steht das Klösterlein. Aus dem Innenhof ragt eine Zypresse. Wohl sieht man das Eingangstor, aber das Weglein zum Kloster hinauf ist nicht auszumachen. Von 114 Stufen, die zeitgenössischen Reiseführer (wozu eigentlich?) erwähnen, keine Spur.

Am Fusse des Felsens sind sechs Häuser mit roten Dächern und kleinen Kaminaufsätzen. Links des Klosterfelsens ist etwas weiter weg ein unbewohnter Felsstock zu sehen, sozusagen der Urfels oder der heidnische Gegenspieler zur Panajia. Im Mittelgrund des Bildes ist ein Haus mit einem Nebengebäude. Im Olivenhain daneben weiden Schafe. Ihr Hirte sitzt mit einem Hund am Rande des Traubengartens im Vordergrund. Alles Idylle, wäre da nicht am Himmel ein Flugzeug, das geradezu Kurs auf die Panajia von Petra zu nehmen scheint.

Nein, der Felsen ist keine Idylle. Im Klosterhof erinnert ein Grab aus dem letzten Jahrhundert an den Tod, dem auch hier oben nicht entflohen werden kann. In der Kirche hängt eine Ikone, auf welcher am Totenbett eines Mannes eine trauernde Frau und ein Kind stehen, während der Erzengel Michael über der Szene bereits die Seele des Sterbenden mit einer Balkenwaage wiegt. Gehen und kommen, das kennt der Fels.

Durch die Schlitz in der Schutzmauer des Klosters werden immer nur kleine Ausschnitte der Umgebung sicht- und hörbar. Da eine Palme, dort ein Eukalyptusbaum, eine Platane, Meeresrauschen, Eselsgeschrei, Windgeräusche, Taubengurren ...

Ein letzter Ausblick aufs Meer, dann wärmt die Sonne die geschlossenen Augenlider. Das wunderbare Gefühl von Leichtigkeit, von Freisein, von Sorglosigkeit bleibt in der Seele. Ein guter Ort.

10. Mai 1998, Panajia tis Petras



Das verschwundene Dorf

Eine kurze Notiz im Reiseführer lässt mich aufhorchen. Von einem Dorf ist da die Rede, das im griechischen Bürgerkrieg ein Ort der Rebellen gewesen sein soll und von den Regierungstruppen dem Boden gleich gemacht worden sein soll. Klapados sei sein Name gewesen.

Mytilini ist in der Nachkriegsgeschichte immer wieder als «rote» Insel bezeichnet worden. Die Menschen, die nach der kleinasiatischen Katastrophe sich hier angesiedelt hatten, waren nicht reich. Die Umsiedlungserfahrung, der Verlust von Heimat und Eigentum, hatten sie hellhörig gemacht für Ungerechtigkeiten jeglicher Art. Sie waren als Flüchtlinge nicht willkommen bei ihren Landsleuten hier. Deshalb galten ihre Sympathien den Gesellschaftsmodellen, welche soziale Gerechtigkeit versprachen.

Noch sind rote Kampfsprüche der kommunistischen Partei auf Mauern und Hauswänden zu lesen. Aber sie sind vermischt mit den grün gemalten Schlagworte der Sozialisten und den blauen Sätzen der Nea Dimokratia. Mytilini ist farbiger geworden.

Auf den modernen Karten fehlt Klapados. John Papanis hat es mit drei schwarzen Punkten auf seiner «Map of Lesbos Island» aus den siebziger Jahren am Ostabhang des Skotino-Berges eingezeichnet. In der Zeichenerklärung der Karte sind die drei schwarzen Punkte nicht aufgeführt. Ein Weg zu diesem Ort ist nicht zu finden.

Im Dorf Stypsi sind die Kafenions am späten Nachmittag voll. Die Alten mit den abenteuerlich selbstgeflickten Brillen könnten am ehesten über Klapados Bescheid wissen. Sie bestaunen die Karte, die ich auf ihrem Tischchen ausbreite. Für den Schwerhörigen am Nebentischchen wiederhole ich meine Frage nach Klapados lauter.

Jetzt wird es still. Gebannt schauen alle zu den Alten. Die geniessen es, dass sie wieder einmal im Mittelpunkt des Interesses stehen.

«Oh ja. Wie sollten wir Klapados nicht kennen? Wir haben ja dort viele Jahre gelebt. Da drüben am Berg war es. Ein schönes Dorf mit *tscheschme* und *hamam*.»

Die Jungen wundern sich über die türkischen Wörter, die den Greisen entschlüpfen. Sie vergewissern sich, ob ich auch alles verstanden hätte. Ich beruhige sie, frage die Alten weiter, wann und warum sie von dort weggezogen seien.



Klapodos

Die Antworten sind vieldeutig. Einer rudert mit der Hand durch die Luft, einer winkt ab, einer legt die Stirn in Falten, einer hebt seine Schirmmütze und kratzt sich den Kopf.

Zu abgelegen sei es gewesen. Keine richtige Strasse habe es gehabt. Und im Krieg sei man hier in Stypsi sicherer gewesen.

In welchem Krieg? Und vor wem sicherer?

Vielsagendes Händeringen. Jetzt wo alle uns beobachten, wagt keiner mehr eine eindeutige Gebärde. Immerhin wird mir der Zugang zum verlassenen Dorf geschildert. Von der Hauptstrasse Richtung Kalloni gehe beim *jefiri* ein Weg ab. Ich habe wohl ein Brücklein gesehen, aber keinen Weg gefunden.

Unter der Platane in Skala Sykamineas habe ich mit unserem Hotelier aus Kalloni nach einem guten Essen das Thema Klapados angeschnitten. Keine Ausflüchte, kein Händeringen.

«In Klapados gehe ich immer Pilze suchen. Ein wundervoller Ort. Zerfallen seit langem, nur ein Teil des türkischen Badehauses steht noch. Ein Ort, wo sich der Kopf ausruhen kann.»

Selbst auf die Frage nach den kriegerischen Ereignissen erhalte ich eine Antwort.

Ja, im Bruderkrieg, so um 1947, sei das Dorf halt von den *antartes*, den Rebellen, als Rückzugsort gewählt worden. Da seien die Menschen geflohen, nach Stypsi, nach Kalloni.

Und die Rebellen?

Die seien weggegangen, nach Nordgriechenland. Einige bis nach Bulgarien, Rumänien, Albanien.

An einem Maimorgen erreichen wir Klapados über eine lange Waldstrasse in Begleitung des Hoteliers und eines ehemaligen Bewohners. Bei einem grossen Brunnen machen wir halt. Gleich nebenan ist im Gewirr von Feigenbäumen die Kuppel des türkischen Bades zu sehen. Unterhalb der Strasse ist ein Stall. Davor sitzt ein Hirte aus Stypsi, der eine Herde von 150 Schafen zu melken hat. Am Hang oberhalb der Strasse sind die Reste des Dorfes im üppig wuchernden Grün kaum auszumachen. Die wenigen Mauerreste zeugen in ihrer Wohlgeformtheit von stattlichen Bauten.

Der Platzregen bei unserer Ankunft hat Pfützen hinterlassen. Es ist schwül. Die Sonne taucht wieder aus den Wolken auf. Frösche quaken. Sonst ist Stille.



Turkisches Bad
Klapados

«Das Dorf war bis 1912 Sitz reicher Türken, die hier der Hitze der Niederungen entfliehen konnten. Später wurde es von griechischen Flüchtlingen aus Ayvalik besiedelt. 1946 hatte es noch vierzig Haushalte», sagt der einstige Bewohner von Klapados melancholisch. Dann zornig, fast trotzig: «Die Armee, die sogenannten königliche, hat es geräumt und unbewohnbar gemacht. Griechen gegen Griechen. So ein Irrsinn. Und dies alles wegen ein paar Partisanen, die vergeblich für ein besseres Leben auf der Insel gekämpft hatten. *Ftocha pädia*, arme Kerle. Schade für das Dorf! Wir haben ein neues Leben begonnen, die einen in Stypsi, die andern in Kalloni. Aber unser Herz ist immer noch hier oben ...»

16.5.98, Am Brunnen von Klapados

Kloster Limonos – Der hundeköpfige Heilige

Das riesige rote Ziegeldachgeviert mit seinen vielen Nebengebäuden in der jetzt schon ausgetrockneten Talfläche gleicht einer östlichen Karawanserei. Dunkle Zypressenstifte, rundliche Pinienköpfe und der Glockenturm setzen Akzente in das Mauer- und Ziegelgewirr.

Wallfahrtsort? Museum? Die Prioritäten der Jetztzeit sind klar: Grosser Parkplatz, Restaurant, Pilgerkiosk mit Karten, Weihrauch, Ikonen, Erbauungsliteratur und Honig.

Im Klosterhof ist es still. Ein Wegweiser führt zum Museum. Dort sind, mit dezenter kirchlicher Hintergrundmusik ab Band, unter Glas Handschriften, Ikonen, liturgische Gewänder, Münzen, Kaffemühlen, Banner, vergilbte Fotos und in einer alten Küche Einrichtungen zum Schnapsbrennen zu besichtigen. Kiosk der Historie, von einem Laien gehütet, der neben der Kasse an einem Holzkreuzchen schnitzt.

Zum Museum gehören auch eine Reihe alter Zellen, wo Besucherinnen und Besucher mit Schaudern zur Kenntnis nehmen, wie ein einfacher Lebensstil aussehen könnte. Nein, bleiben möchten sie nicht. Die Touristen nicht, aber auch die griechischen Bäuerinnen nicht, die mit ihrem Dorfpfarrer grad auf Pilgerreise hier sind.



Klapados

Wie ein getrocknetes Würzkraut, das sein ganzes Aroma verloren hat, so liegen die Gänge, die Zellen, die Kapellen, ja selbst die Hauptkirche im Klosterhof da. Alles ist zu gross geworden für die paar Mönche, die noch hier sind. Die Hauptkirche wird nur noch an den grossen Festtagen benutzt: An Ostern, Pfingsten, Maria Verkündigung und besonders am Feiertag des Klostergründers, des heiligen Ignatios Agalianu, am 14. Oktober.

Aber das abgestandene Innere der Hauptkirche verströmt einen seltsamen Duft. Es ist, als hätten sich die jahrhundertelangen Gebete mit dem Weihrauch der unzähligen Liturgien zu einem Wohlgeruch verbunden, der wie ein Heilmittel die Seele berührt und die Kirche imprägniert hat, so dass es nicht ins Gewicht fällt, ob und wie oft sie noch benutzt wird.

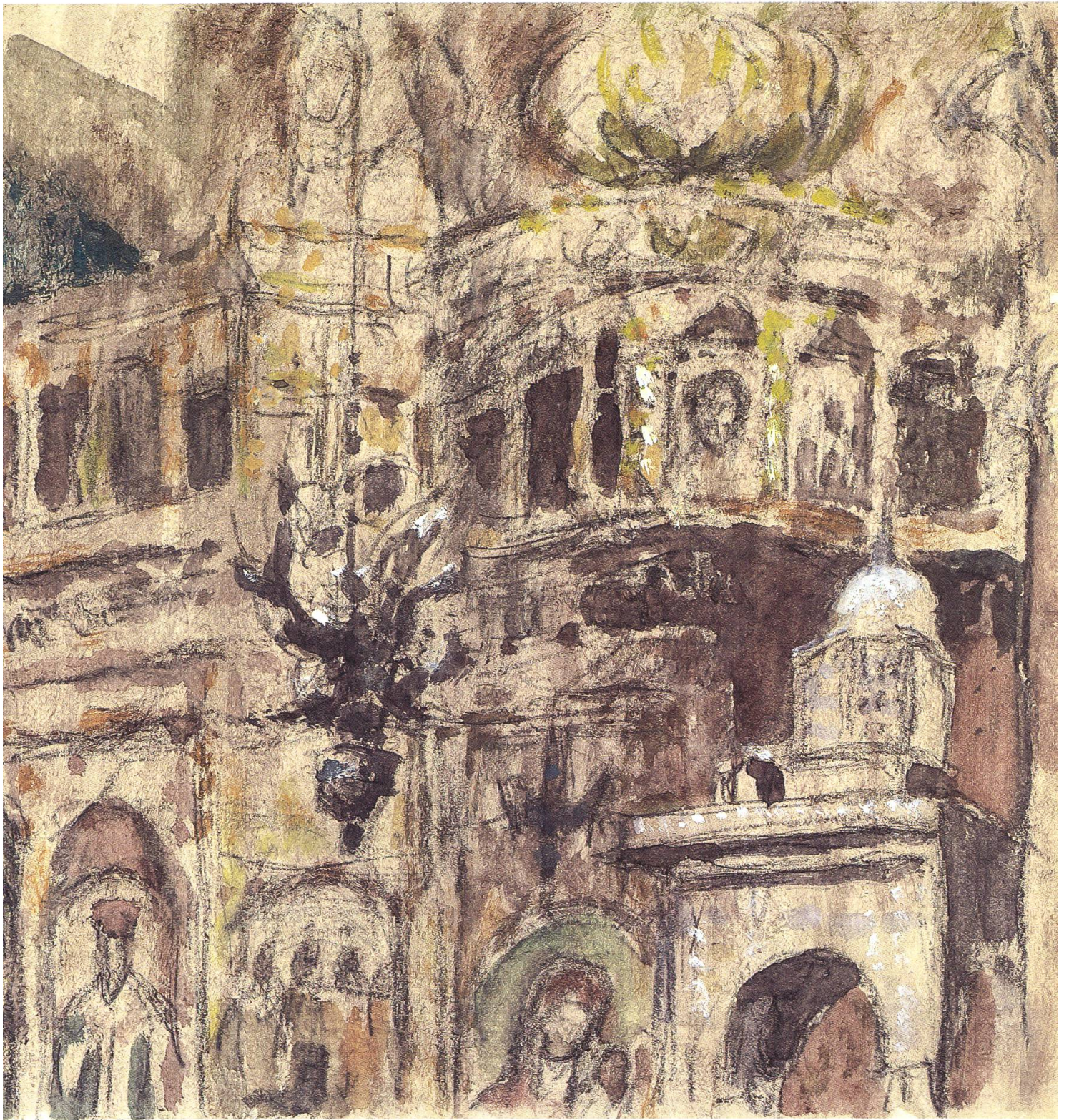
Der Besucher, falls er überhaupt eingelassen wird vom Museumswärter, findet eine Stille vor, die unvergleichlich ist. Das dunkle Gold der Ikonen. Die Reflexe des Silbers am Hauptleuchter. Heilige, die durch den Pilger hindurchblicken in die Unendlichkeit jenseits des Alls.

Im Dämmerlicht des Narthexes Fresken auf dem Rückzug ins Gemäuer. Auf einem Bild der heilige Christoforos, gemalt in der Tradition der Ostkirche als Kynokefalos, als Mensch mit Hundekopf. Selbst er, der Verunstaltete, der Behinderte, der äusserlich nicht zum vollen Menschen Ausgestaltete, ist eingegangen in die Welt der heil Gewordenen, der Heiligen.

Als Vater eines behinderten Kindes verweile ich gern in dieser dunklen Ecke der Vorhalle, lausche der Stille, die sich unendlich ausdehnt über den unheimlich schabenden Geräuschen der Holzwürmer in den Betstühlen.

Keine Bitten mehr um Heilung, um Wunder. Nur das kurze Gebet der Mönche, *kyrie eleison*, das mit dem Atem und dem Herzschlag einhergeht und mich eindringlich an die unaufhaltsam vergehende Lebenszeit erinnert.

16. Mai 98, Iera Moni Limonos



Myrsiniotissas – Ruhe des Herzens

Die Nonnen sind nicht gesprächig. Ihr Alltag ist mit Beten und Arbeiten ausgefüllt. Sie vertrauen darauf, dass der paradiesische Garten im Hof des Klösterchens zum Pilger spricht.

In Kübeln, in Töpfen, in Blechkanistern, aber auch in kleinen Beeten gedeihen Blumen und Kräuter und geben ihre Düfte in die milde Luft ab.

Jasmin, Basilikum, Rosen, Lilien, Mansurana, Rosmarin ...
Engelstropfen, Kakteen, Hibiskus, Bleiwurz, Glyzinien ...
Kamelien, Mirabilis, Ipomea, Salbei, Lavendel, Malven ...
Orangenbäume mit Früchten und Blüten, Zitronenbäume, Reben ...
Ruhe und Wohlgeruch.

So könnte unser Leben aussehen. Aber der aufdringliche Lärm der Spatzen im Hof erinnert an unsere eigene Hast und Unruhe.

Die Nonne lächelt. Ein Ort der Ruhe und der Schönheit, ja, das sei es hier, und das Giessen, Wässern, Düngen, Pflegen brauche Ausdauer und Liebe zu den Pflanzen, diesen besonderen Geschöpfen Gottes, deren Christus im Gleichnis von den Lilien gedacht habe. Aber die Ruhe *hier*, und dabei legt sie ihre von Arbeit gezeichnete Hand auf ihr schwarzes Obergewand, die Ruhe des Herzens, das sei ihr wichtiger als all ihre Blumen.

Mit einer leichten Verbeugung entschuldigt sie sich für die Kürze des Gesprächs und verschwindet in einem Laubengang.

Als ihr Schritt verhallt ist, schweigen auch die Spatzen eine Weile. Aus dem Paradiesgarten zieht Wohlgeruch seine unsichtbaren Wege durch die Luft des Klosterhofes. Ja, das sagte Christus im Gleichnis doch auch noch: «Wer aber von euch kann durch sein Sorgen seiner Lebenslänge auch nur etwas zusetzen? Wenn ihr das aber schon nicht könnt, was sorgt ihr euch um das übrige?»

16. Mai 98, Kloster Myrsiniotissas



Kloster des heiligen Rafail – Die Übung des Loslassens

Das alte Kirchlein mitten im Olivenhain muss idyllisch gewesen sein, mehr noch, ein magischer Ort. Hirten berichteten von Erscheinungen, von einem Licht das nachts in den Olivenbäumen zu sehen wäre, von dem Mönch, der segnend mit dem Weihrauchfass durch die Gegend ginge, von geheimnisvollem Glockenklang und Kirchengesang im Spätnachmittag.

Natürlich waren da auch Erinnerungen an die türkischen Bewohner der Insel. Der Olivenhain, in welchem das Kirchlein stand, hätte Hasan Bey gehört, der sehr tolerant gewesen wäre und den Bewohnern des Dorfes Thermi immer erlaubt hätte, ihren traditionellen Gottesdienst am Osterdienstag beim Kirchlein abzuhalten.

Aber dann überstürzten sich die Ereignisse Ende der fünfziger Jahre. Als eine neue Kapelle gebaut werden sollte, wurden Gräber gefunden. Leute berichteten von Traumbildern und Erscheinungen. Eine Geschichte aus Visionen entstand. Die Mönche Rafail und Nikolaos seien hier mit Irini, der Tochter des Bürgermeisters von Thermi, am 9. April 1463 eines gewaltsamen Todes durch die Türken gestorben. Oft liefen die Visionen den Ausgrabungen voraus. Auch die historischen Details der Visionen und Träume konnten durch Nachforschungen bestätigt werden.

Da war klar, dass an einem solchen Ort wieder ein Kloster entstehen sollte. Die Nonne Eugenia in Athen erfuhr in einer Erscheinung, dass sie das Kloster gründen sollte. Auch heute noch leitet sie die Gemeinschaft der Nonnen, die innert kurzer Zeit aus nichts einen vielbesuchten Pilgerort geschaffen haben.

Berge von zurückgelassenen Krücken in der unteren Kirche zeugen von Wunderheilungen. Aber mir ist es wohler in der geräumigen oberen Kirche mit dem Grab des heiligen Rafail.

Die Nonne, die als Aufseherin amtiert, hat ihre Mühe mit den Schülerinnen und Schülern eines Gymnasiums, die skeptisch alles hinterfragen. Warum erleben wir keine Wunder? Helfen denn die Heiligen auch in der Mathematikprüfung? Wie soll man sich Spontanheilungen vorstellen? Was passiert dabei im Körper?

Die Nonne bleibt unerschütterlich. Liebevoll nimmt sie all die Fragen entgegen, weist bescheiden darauf hin, dass sie selber so wenig wisse. Aber sie habe der heilige Rafail von einer psychischen



Kloster Agias
Rafail

Krankheit befreit, von einer Art Besessenheit, gegen welche die gelehrtesten Psychiater machtlos gewesen seien. Verwundert staunen die Jungen in das runde fröhliche Nonnengesicht. Für einen Moment sind sie verunsichert. Dann verlassen sie die Kirche durchs Seitenportal. Die Nonne macht hinter ihnen her eine segnende Geste.

Dann wendet sie sich mir zu: «Der heilige Rafail möge auch Sie von Ihrer Besessenheit erlösen. Denken Sie nicht, Besessenheit sei eine besondere Krankheit. Nein, wir alle leiden unter Besessenheit. Wir sind besessen von Ideen, von Plänen, von Verlangen, von Süchten, von Sehnsüchten und von vielen, vielen Ängsten.

Der Heilige lehrt mich täglich das Loslassen. Mein Verlangen ist dem Annehmen des Lebens und der Welt, wie sie jetzt gerade sind, gewichen. Ich staune jede Stunde, was mir alles zur Verfügung steht auf dieser Welt. Ich habe das leidvolle Verlangen aufgegeben, hinter dem her zu rennen, was mir nicht zur Verfügung steht. Ich bete für Sie, beten Sie für mich.»

Schon drängt eine neue Besuchergruppe in die Kirche, und die Nonne geht zurück an ihren Platz beim Verkaufsstand für Kerzen. Annehmen, was ist, als Ratschluss Gottes. Das hat die Nonne geheilt. Aber wie steht es mit dem Verlangen all derer, die hier zur Wallfahrt drängen?

Ich lasse den unnützen Gedanken fallen. Ich weiss: Genau diese Schülergruppe, genau diese Nonne musste ich am Grab des heiligen Rafail treffen. Und mein Leben wird nicht mehr ganz dasselbe sein wie zuvor.

15. Mai 98, Kloster Ajios Rafail